

## **Selbst, Identität und Raumbezug**

(auf der Grundlage eines Aufsatzes von Urs Fuhrer für die Enzyklopädie Umweltpsychologie, 2008)

Wer von sich sagt „Ich bin Berliner“ oder „Ich bin Ehrenfelder“, bedeutet das, dass sich diese Person mit ihrer Stadt oder mit ihrem Stadtviertel identifiziert.

Bereits Georg Simmel (1903), später auch Stadtsoziologen, Kulturanthropologen und Umweltpsychologen wiesen auf die Bedeutung territorialer Identität hin .

Heute geht es um die psychologischen Relationen zwischen Identität, Selbst und räumlicher Umwelt.

1. Werden die Begriffe Identität und Selbst noch einmal skizziert.
2. Danach wird nach Bedingungen gefragt, unter denen Personen sich mit bestimmten Orten identifizieren

In den Sozialwissenschaften findet sich der Begriff Identität in unterschiedlichen Bedeutungen. Es ist die Rede von personaler, sozialer, öffentlicher, kultureller oder ethnischer Identität einer Person. Oder es wird von Geschlechtsidentität, sozialer oder nationaler Identität ganzer Personengruppen gesprochen. Einmal geht es um das Bild, das sich Personen oder Gruppen von sich selbst machen und womit sie sich identifizieren. Das andere Mal ist das Bild gemeint, das andere von einer Person oder Gruppe haben.

### **Personale Identität:**

Unter personaler Identität, Ich-Identität oder Selbst-Identität wird der selbst-reflexive Prozess verstanden, durch den eine Person ihre eigene (reale oder ideale) Identität herstellt. Das geschieht derart, dass sie ihre über verschiedene Situationen, Kontexte und die Zeit gemachten (Ich-

)Erfahrungen über sich selbst so verarbeitet, dass sie sich als mit-sich-selber-eins erlebt (Erikson, 1973).

Auf diese Weise identifiziert sich die Person (mit sich) selbst, wobei sich Subjekt und Objekt in einer Person vereinen. Von „identisch“ zu reden, macht erst Sinn, wenn zwei Dinge zueinander in Relation gesetzt werden. Derart sagt Identität als *Relationsbegriff* nicht allein etwas aus über „Wer bin ich?“, sondern auch über „Wer bin ich hier im Vergleich zu dort?“ oder „Wer bin ich jetzt im Vergleich zu damals?“ oder „Wie möchten mich andere sehen und wie würde ich mich gerne sehen?“ oder „Wer möchte ich in zehn Jahren im Vergleich zu heute sein?“

Im Vordergrund steht die Innenperspektive (d.h. das Selbsterleben der Person) und die Abgrenzung von Anderen im Sinne der eigenen Individualität, Besonderheit oder gar Einzigartigkeit.

### **Soziale Identität**

Das schließt nicht aus, dass soziale Reaktionen auf eigenes Verhalten sowie von außen zugeschriebene Personmerkmale, Kategorisierungen und Rollenzuweisungen zum Aufbau dieser *personalen Identität* beitragen. Personale Identität wird darüber hinaus teilweise auch auf der Basis der tatsächlichen Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen (z. B. Alters-, Geschlechts- oder Berufsgruppen) oder der Identifikation mit bestimmten Gruppen, denen man nicht unbedingt selbst angehören muss, an denen man sich aber orientiert (z.B. politische Gruppen, Sportvereine), individuell konstruiert. Bedeutsam für die Identität sind dabei die tatsächlichen oder gewünschten gemeinsamen Merkmale mit Angehörigen dieser Gruppen. Insofern ist dann von *sozialer Identität* oder Gruppenidentität zu sprechen (vgl. Mielke, 2000).

## **Merkmale von Identität**

Darüber hinaus lässt sich Identität nach den jeweiligen Inhalten sowie nach den für Identität konstituierenden Kriterien beschreiben.

Die in Frage kommenden Inhalte lassen sich grob in physische (z.B. Geschlecht, Hautfarbe, genetischer „Fingerabdruck“), soziale (z.B. Student, Mutter, Arbeitgeber) und psychologische (z.B. intelligent, unabhängig, extravertiert) klassifizieren. Definitionsraum für Identität

Erstens zeichnet sich Identität durch *Individualität*, d.h. durch die Herstellung und Darstellung von Einzigartigkeit aus. Dabei ist Individualität („Sei Du selbst!“) in den individualistischen Gesellschaften geradezu zu einer kulturell geforderten Norm geworden, ganz im Gegensatz zu kollektivistischen Gesellschaften. Identitätswirksam können nur Attribute sein, die aus der Sicht der Person ihre Unverwechselbarkeit konstituieren, denen also diskriminative Relevanz zukommt.

Zweitens definiert sich Identität über *Konsistenz*, d.h. nach einer über Situationen hinweg gültigen Relation zwischen den Bestandteilen der Selbsterfahrung. Damit wird die Frage berührt: „Wie kann ich noch ein und dieselbe Person sein, obwohl ich mich in unterschiedlichen Situationen, in unterschiedlichen Rollen sehr unterschiedlich verhalte?“ Dabei kann persönliche Identität nach zwei Richtungen konsistent erhalten werden: erstens nach eigenen Handlungserfahrungen und -zielen und zweitens nach kulturellen Normen. In beiden Fällen gilt es, Selbst-Konsistenz derart zu gewährleisten, dass sowohl Selbst-Konsistenz über Situationen als auch Konsistenz mit situationsübergreifenden Orientierungen wie Normen und Werten resultiert. Damit stellt sich die Frage nach der Balancierung zwischen Anpassung der Person an eine Außenwelt sowie der Gestaltung dieser Außenwelt durch die Person.

Drittens definiert sich Identität über *Kontinuität*, d.h. eines mit „Sich-selbst-gleich-Bleibens“ und damit einer zeitlichen Stabilität identitätsbildender Merkmale. Hier geht es um die Frage: „Wie kann ich noch ein und dieselbe Person sein, obwohl ich mich doch ständig verändere?“, „Entsprechend drückt sich Kontinuität in der Fähigkeit aus, „sein Selbst als etwas zu erleben, das Kontinuität besitzt, das das Gleiche bleibt, um entsprechend handeln zu können“

Viertens wird die Wirksamkeits- und Kontrollenerfahrung als eine zentrale Dimension der Identität betrachtet. Personen unterscheiden sich in ihrer generellen Haltung, ihre eigene Lage beeinflussen zu können oder ihr hilflos ausgeliefert zu sein.

Über diese Bestimmungskriterien hinaus geht es bei der Konstruktion und Präsentation von Identität auch immer um (Selbst-)Bewertungen. Man ist stolz auf sich oder schämt sich seiner selbst, man ist mit sich selbst zufrieden oder unzufrieden, hat ein hohes oder ein geringes Selbstwertgefühl. Dabei stellen Wirksamkeit und Selbstwertgefühl die motivationalen und emotionalen Anteile der Identität dar und ergänzen die kognitiven Komponenten der Individualität, Konsistenz und Kontinuität.

## **Identität, Selbst und Persönlichkeit**

Wie lässt sich auf Grundlage der definitorischen Umschreibungen Identität von anderen damit verwandten Begriffen wie Selbst, Selbstkonzept und Persönlichkeit abgrenzen? Es war William James, der 1890 mit dem Konzept des Selbst-Bewusstseins einen ersten Theorieansatz vorlegte. Er griff eine von Leibniz und Kant eingeführte Unterscheidung zwischen dem „reinen Ich“ und dem „empirischen Ich“ auf. Er stellt dem „empirischen Ich“ als „Me“ das „reine Ich“ als „I“ entgegen, womit eine Trennung zwischen dem reflektierenden Teil der Person (reines Ich) und dem Objekt der Reflexion (empirisches Ich oder Selbsterfahrung) begrifflich

gefasst wird. Genauer unterscheidet er zwischen „Mich“ (Wissen über das eigene Selbst) auf der einen Seite und dem „Ich“ (das Selbst als Wissendes) auf der anderen Seite.

Das *Selbstkonzept* definiert und reduziert sich dagegen auf den kognitiven Begriff einer generalisierten Selbstwahrnehmung. Derart wird im Rahmen der sozialen Kognitions-Forschung das Selbstkonzept als eine Gedächtnisrepräsentation aufgefasst

Im Selbstkonzept bildet sich kognitiv die Gesamtheit der Sichtweisen ab, die eine Person von sich formt. Damit macht aber das Selbstkonzept nur einen Teil von Identität aus.

Verwandt mit dem Begriff Identität ist auch der der *Persönlichkeit*. Dabei definiert sich Persönlichkeit über die einzigartigen Qualitäten, die sich innerhalb eines Individuums beobachten lassen. Diese Qualitäten bilden die Grundlage seiner Identität. Im Gegensatz zur Identität bezeichnet das Persönlichkeitskonzept die Gesamtheit der psychischen Merkmale eines Individuums. Außerdem ist Identität – im Unterschied zur Persönlichkeit – selbst-konstruiert und wurzelt im Bewusstsein des Individuums

## **Identität und räumlich-soziale Interaktion**

Die meisten psychologischen, besonders auch die umweltpsychologischen Identitätsansätze gehen von der Annahme aus, dass sich Identität in sozialen Interaktionen manifestiert und dass Identität eine immer wieder neu erfolgende Konstruktion durch Interaktion ist. In dieser Theorie-tradition hat Hormuth (1990) mit seiner *Ökologie des Selbst* einen Theorieansatz vorgelegt, der räumliche-physische und soziale Konstituenten berücksichtigt. Seine Annahme ist, dass Personen sowie Dinge und Orte – als Bestandteile der räumlich-physischen Umwelt, selbstrelevante Bedeutungen über Handlungserfahrungen vermitteln. Entsprechend reagiert

die Person nie auf einen Ort an sich, sondern allein auf die Bedeutungen dieses Ortes, die sie im Zuge der Handlungserfahrungen mit diesen Orten annehmen. Das bedeutet, dass Symbole immer auf Dimensionen des Selbst verweisen können, die in einer Situation subjektiv oder für ganze Gruppen relevant sein können. Im Hinblick auf die Rolle der räumlichen Umwelten für das Selbst kann man sagen, dass Räume einen instrumentellen Charakter haben, indem sie selbst(-konzept)relevante Verhaltensweisen ermöglichen (z.B. der jüdische Gläubige in Jerusalem braucht die Klagemauer und anderswo eine Synagoge). Derartige Orte bilden das Setting für soziale Erfahrungen einer Person und tragen derart zu ihrer Identität bei (Stokols, 1981). Folgerichtig nimmt Hormuth (1990) an, dass sich das Selbst(-konzept) in Interaktion mit seiner sozialen und physisch-räumlichen Umwelt als ein sozial-ökologisches System formt, das in selbstbezogenen Kognitionen reflektiert wird.

### **Räumliche Identität**

Sozialwissenschaftler, besonders Kulturanthropologen, Soziologen sowie Sozial- und Humangeographen haben seit den 1960er Jahren die Rolle der räumlichen Umwelt bei der Konstituierung persönlicher Identität erkannt. Allerdings sind Orte wie das Zuhause, das Wohnviertel oder die Stadt in ihrer psychologischen Bedeutung für die Identität wissenschaftlich sehr vernachlässigt worden, obgleich bereits Georg Simmel (1903) in seinen Arbeiten zum Verhalten und Erleben des Großstädtlers das Phänomen beschrieben hatte. Es dauerte aber nochmals fast 60 Jahre, bis die psychologische Bedeutsamkeit der räumlichen Umwelt und Phänomene ihrer Verknüpfung mit Identität und Selbst einer Person systematischer untersucht worden sind.

#### *Ortsbindung*

Die Identifizierung mit der räumlichen Umwelt beinhaltet ein Gefühl der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Raum. Umweltpsychologische Theorien verwenden, wenn sie sich für diese emotionale Dimension räumli-

cher, häufig bebauter Umwelten interessieren, in erster Linie das Konzept der emotionalen Bindung oder Ortsbindung. Dabei besteht die Annahme, dass Individuen Orte als Bedeutungsträger für die Regulation sozialer Interaktionen nutzen können.

Sofern sich Orte durch persönliche Gestaltung aneignen lassen, werden diese zu Repräsentanten des Gestalters. Damit tragen sie einerseits zu seiner Identitätsbildung, andererseits zur Regulation sozialer Kontakte bei. Wohnorte können zum Symbol für ihre Bewohner werden, das den Kern persönlicher oder gar sozialer Identität bildet.

So kann man sich etwa mittels persönlicher Ausgestaltung der Wohnumwelt Mitgliedern der eigenen Gruppe präsentieren, kann über persönliche Dinge im Wohnbereich symbolisch Zusammengehörigkeit markieren, womit natürlich die Kohäsion innerhalb der Gruppe (z. B. der Nachbarschaft) gefördert wird.

Wenn Bewohner auf diese Weise über Orte ihre Identität und ihre Sozialkontakte regulieren, dann binden sie sich auch emotional an diese Orte. Orte, die sich der Aneignung widersetzen, worin soziale Beziehungen fehlen oder gestört sind, erschweren die Identifikation; die Bewohner können nicht heimisch werden.

Als weitere Grundlage der Ortsbindung ist die Wirksamkeit *emotionaler Regulationsprozesse*. Drei emotionale Bedeutungskategorien bilden den Kern dessen, was Umwelt für ein Individuum bedeuten kann: Sicherheit, Erregung (Aktivation) und Autonomie.

*Sicherheit* meint dabei eine Emotion, deren Ausprägung von der Vertrautheit einer Umwelt abhängt. Sie bezieht sich auf die psychische Reduktion von Komplexität in der Erfahrung mit einem Ort. So liegt eine wichtige Leistung raumbezogener Identität in der Erfahrung von Konstanz und Vorhersehbarkeit, die eine notwendige Bedingung für Handlungsentwürfe und die Stabilisierung oder Weiterentwicklung der Ich-Identität darstellt.

*Erregung oder Aktivierung* ist eine zweite Emotion, deren Ausprägung von der Fremdheit und Relevanz einer Umwelt bestimmt ist. Identifizierte Umwelten können stimulieren, zu bestimmten Erlebnissen oder Handlungen anregen oder, wenn sie als monoton erlebt werden, langweilen. Der entscheidende Aspekt ist die aktive und kreative Auseinandersetzung des Individuums mit seiner räumlichen Umwelt im Rahmen seiner intentional bestimmten Handlungsvollzüge.

Schließlich bezeichnet *Autonomie* eine dritte Emotion, deren Ausprägung in Beziehung zur erlebten Handlungskontrolle steht. Die gestaltende, eingreifende und Einfluss nehmende Interaktion mit der Umwelt, die wiederum als bedeutsamer Teil der Aneignung zu sehen ist, manifestiert sich im Hinterlassen von Spuren, in denen man sich selber wieder erkennt. Deshalb ist Heimat bekanntlich dort, wo Menschen sich als Ursache von etwas erleben. Das Heim oder die Heimat sind deshalb, Orte des leichten Handelns, weil die Wohnung oder der Wohnort als Orte relativer Autonomie und Handlungsfreiheit empfunden werden.

### *Orte als Symbole des Selbst*

Herbert Gans beschrieb in *The urban villagers*, wie bei der „Sanierung“ von Stadtteilen die Planer unwissentlich die soziale Kohäsion und damit die „territoriale Identität“ der Quartierbewohner zerstörten.

Für die Mehrheit der Bewohner war die Stadtsanierung ein soziales Desaster. Die Bewohner trauerten um ein verlorenes Zuhause, weil der bebauter Raum um ihre Wohnungen herum von ihnen als Identität stiftendes Territorium erfahren wurde, das sie formen und sich aneignen konnten.

Wer umgesiedelt wurde, verlor nicht nur sein soziales Netzwerk, sondern musste gleichzeitig die Orte seiner Identifikation aufgeben, wodurch Umgesiedelten die Möglichkeit genommen wurde, sich weiterhin über „ihre“ Orte zu kultivieren. In dieser Weise nimmt man Menschen die Möglichkeit, über Orte symbolisch Kontinuität herzustellen. Menschen entwurzeln, heißt nicht nur eine bestimmte soziale Lebensart, sondern ebenso eine sowohl soziale wie auch persönliche Identität zu zerstören.



### *Verlust der Ortsidentität und die psychosozialen Folgen*

Was spielt sich in einem Menschen ab, der – freiwillig oder gezwungenermaßen – seine gewohnte Umwelt verlässt? Dieser Frage sind in den letzten 40 Jahren verschiedene Psychologen nachgegangen. Aus den Ergebnissen der Untersuchungen an Studenten, die sich anschickten, ihren Studienort zu wechseln, lässt sich verallgemeinernd festhalten, dass mit der gedanklichen Vorbereitung eines Umzugs mindestens zweierlei psychische Veränderungen im Individuum einhergehen

Zum einen neigt der künftige Wohnortwechsler dazu, die innere Repräsentation seiner gegenwärtigen Wohnumwelt zu entdifferenzieren. In Zeichnungen und Beschreibungen der Studierenden zeigte sich etwa, dass an die Stelle individuumsspezifischer und subjektiv bedeutsamer Umweltdarstellungen objektivierte, d.h. an den offiziellen Campusplänen angelehnte Darstellungen ihrer räumlichen Umwelt traten. Idiosynkratische Ortsbezeichnungen wurden durch kollektiv geteilte ersetzt.

Zum anderen scheint mit der Planung eines Wohnortswechsels eine Lockerung der Beziehungen zwischen internem Umwelt- und Selbstmodell einherzugehen.

Manche Befunde deuten darauf hin, dass es funktionaler ist, je vollständiger eine Person ihre „alte“ Ortsidentität aufgibt, wohingegen „nostalgische Reaktionen“ eher dysfunktional sind, wenngleich das Festhalten an der vertrauten Umwelt eine unverzichtbare Erfahrung für das Erleben personaler Kontinuität in der Identität bilden kann.

In diesem Zusammenhang zeigte bereits die Studie von Herbert Gans (1962), wie umgesiedelte Bewohner die Möglichkeit verloren, ihre Identität zu kultivieren. Die negativen Folgen dieser Entwurzelung schlugen sich bei diesen Bewohnern in Gesundheitsproblemen und Pathologien nieder. Neben dem Verlust „territorialer Identität“ sind Jugenddelinquenz und Schulschwierigkeiten, Kriminalität und Alkoholismus, Selbstmord,

Trauerreaktionen oder Stressreaktionen in Form von Heimweh und Gesundheitsproblemen als psychosoziale Folgen belegt.

Ungeachtet dieser negativen psychosozialen Folgen darf nicht übersehen werden, dass ein Wohnortwechsel auch mit Chancen für das „persönliche Wachstum“ verbunden sein kann, wobei empirisch noch ungeklärt ist, unter welchen Bedingungen ein Wohnortwechsel eher zur Kompetenzerweiterung oder eher zu psychosozialen Beeinträchtigungen führt. Wohnortwechsel kann auch eine Steigerung des Handlungsvermögens bedeuten, weshalb der Wechsel des Wohnorts als Chance und Bereicherung, statt als Verlust und Bedrohung wahrgenommen wird.

### *Implikationen für die bauliche Gestaltung von Wohnumwelten*

Abschließend stellt sich die Frage nach dem wissenschaftlichen Beitrag, den umweltsychologische Arbeiten – besonders jene zur raumbezogenen Identität zur Stadt- und Wohnungsplanung – beitragen können. Manche Umwelten scheinen eine Identifikation geradezu zu verhindern. Eine derart verfehlte Gestaltung von Wohnumwelten hatte Alexander Mitscherlich (1965) zur Vermutung veranlasst, dass „unsere Wohnungen Produkte der Phantasie wie der Phantasielosigkeit, der Großzügigkeit wie des Eigensinns sind. Da sie aber aus harter Materie bestehen, wirken sie wie Prägestöcke“ (S. 9). Beziehungslosigkeit, Vereinsamung und Zerstörungsdrang sind, wie er meint, die Folgen dieses „versteinerten Alptraums“. In Mitscherlichs Beobachtung kristallisiert sich der Mangel an Möglichkeiten zur Aneignung und individuellen Ausgestaltung des engeren und weiteren Wohnbereichs.

Zu den Fundamentalbedürfnissen, an denen sich Planungsziele für die Gestaltung von Wohnräumen zu orientieren haben, zählt Zeisel (1981) Sicherheit, Klarheit, Privatheit, soziale Interaktion, Komfort und Identität. Hier soll nur der Aspekt der Identität behandelt werden (vgl. die Ü-

bersicht und Kritik bei Fischer, 1995). Das Bedürfnis nach Identität sollte die Planer, so regt Zeisel (1981) an, zu einer besonders sorgfältigen Prüfung der Gestaltungsmöglichkeiten animieren, die es dem Individuum leicht machen, sich emotional an seine Umwelt zu binden und ihre kognitive Repräsentation in sein Selbstbild zu integrieren. Bereits Proshansky (1978) vertrat die Auffassung, dass sich die Person in dem Maße mit ihrer eigenen Umwelt identifiziere, mit dem die Umwelt ihre intentionale Selbstgestaltung oder Kultivation (Fuhrer, 2004) fördere. Damit verbinden sich wiederum genau jene Umweltqualitäten, die Sicherheit, Aktivierung (Erregung) und Autonomie fördern, und damit zum Erleben von Individualität, Konsistenz, Kontinuität und Wirksamkeit als Identifizierungskriterien für Identität beitragen. Baulich kann das durch Gestaltungsmerkmale wie Unverwechselbarkeit, Manipulierbar- und Explorierbarkeit, durch territoriale Differenzierungen (private, halböffentliche und öffentliche Räume) oder über soziopetale, d.h. den sozialen Kontakt fördernde und erleichternde räumliche Arrangements unterstützt werden (vgl. Fischer, 1995; Sommer, 1983).

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass im Schnittfeld von Person und räumlicher Umwelt symbolische Bedeutungen konstruiert werden, in denen eine Person ihre persönliche und soziale Identität erfahren kann. Ortsidentität bildet sich somit weder „innerhalb“ noch „außerhalb“ der Person, sondern bildet sich in symbolischen Bedeutungen, in denen Person und Umwelt sich wechselseitig hervorbringen. Über räumliche Umwelten verfügen Menschen symbolisch über Raum und Zeit. Symbolisch stellen diese die Repräsentanzen persönlicher oder sozialer Identität dar. Zwischen Symbol und Reflexion spielen sich, wie Boesch (1991) vermutet, die zentralen Prozesse der wechselseitigen Hervorbringung von Person und Umwelt und damit letztlich von Identität ab.